

ORDEN POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

REDEN UND GEDENKWORTE

VIERUNDZWANZIGSTER BAND
1993 – 1994

VERLAG LAMBERT SCHNEIDER · GERLINGEN

GEDENKWORTE

GOLO MANN

27. 3. 1909 – 7. 4. 1994



John Cross

Gedenkworte für

GOLO MANN

von

Horst Fuhrmann

85jährig verstarb in Leverkusen, wo ihm Pflege in seiner schweren Krankheit zuteil wurde, Golo Mann, »Schriftsteller und Historiker«: Unter dieser Doppelbezeichnung ist er vor über zwei Jahrzehnten in den Orden eingeführt worden. »Ich kann nur meiner Ergriffenheit Ausdruck geben darüber, daß ich ein Mitglied dieses Ordens, dieser Gesellschaft geworden bin«, waren seine Dankesworte, und er hat sich den Obliegenheiten, die ihm die Zugehörigkeit zum Kapitel auferlegte, gestellt, hat Redepflichten übernommen und Nekrologe gehalten, nicht auf Dichter und Schriftsteller merkwürdigerweise, nicht auf Erich Nossack, Marie Luise Kaschnitz oder Carl Zuckmayer, sondern auf den Soziologen Raymond Aron und auf Historiker, auf seinen Laudator Theodor Schieder und auf den von ihm wegen seines großen Tacitus-Buches verehrten Sir Ronald Syme.

Wer das Lebenswerk Golo Manns betrachtet, könnte versucht sein, ihn einen Spätentwickler zu nennen, aber Golo Mann selbst hat in seinen »Erinnerungen und Gedanken« – seiner bis 1933 reichenden Autobiographie, der er in einer ihn stets auszeichnenden Unbekümmertheit diesen eigentlich durch Bismarcks Alterswerk besetzten Titel gegeben hat –, hat in seinem Rückblick als Grund für das

erst späte Einsetzen seiner schriftstellerischen Tätigkeit mit geradezu brutaler Direktheit angegeben: »weil ich den Tod meines Vaters abwarten wollte«.

Der Zuordnung zum Vater ist er selbst im Orden *Pour le mérite* nicht entgangen, denn auch Thomas Mann gehörte ihm an, ohne sich freilich zu vergegenwärtigen, daß der Orden nicht eigentlich als Dekoration, sondern als, wie es in der Satzung heißt, »freie, sich selbst ergänzende Gemeinschaft« begriffen wird. Als Thomas Mann 1954 gefragt wurde, ob er, der Vertriebene, der sich bei seiner Rückkehr nach Europa, mißtrauisch gegenüber den Deutschen, ob West, ob Ost, in der Schweiz niedergelassen hatte, eine Zuwahl in das Kapitel annehme, antwortete er: »Das Kapitel soll ... (den Orden) mir frischweg verleihen.« Vater und Sohn im Orden sind so selten nicht: Jean Louis und Alexandre Agassiz, die Naturforscher Karl Friedrich und Otto Lessing sowie die beiden Schadows, Bildhauer und Maler, die Astronomen Friedrich Georg und Otto Wilhelm von Struwe, aber alle diese Paare, kaum noch in allgemeiner Erinnerung, gehören abgesunkenen Zeiten an und sind Künstler und Naturwissenschaftler, keine Literaten. Die Manns, die einzigen unseres Jahrhunderts, sind eine Ausnahme – auch hier. Über kaum eine andere deutsche Familie ist die Öffentlichkeit so umfassend unterrichtet wie über diese, deren Schreiberin Golo Manns Mutter Katja bewog, eine Selbstbiographie zu verweigern, damit es, wie sie sagte, in dieser Familie wenigstens einen Menschen gebe, der nicht schreibe.

Die Biographie Golo Manns liegt offen zutage. Da sind die herzlosen Indiskretionen des Vaters vom lügenden, häßlichen Knaben (der Herabgesetzte hat den Abdruck nicht verwehrt), die Erinnerungen der Mutter an den ungelungenen Sohn, der sich neben dem älteren brillanten und brillierenden Geschwisterpaar Erika und Klaus so merkwürdig tolpatschig ausnahm und auf einer üppig blühenden Wiese stets die kümmerlichsten Blumen pflückte, usw. Biographische Einzelheiten die Fülle, nicht nur durch die Jugenderinnerungen: Kindheit in München, das von der europäischen Hocharistokratie mitbeschiedte Elite-Gymnasium Salem des Reformpädagogen Kurt Hahn, die wenig glanzvolle Promotion eines Doktoranden,

dem das Deskriptive mehr lag als das Reflexive, beim Philosophen Karl Jaspers, 1933 der tiefe Lebenseinbruch durch den Nationalsozialismus, Wege der Emigration, Lehrer in St. Cloud und Rennes, Lektor in Zürich, Übersiedlung nach den Staaten, Geschichtspräsident an mehreren Colleges, nicht gerade angesehenen, dazwischen tätig im amerikanischen Regierungsauftrag, dann die Wende: ein Zurücktasten nach Europa, nach Deutschland, Gastprofessor in Münster und schließlich Inhaber eines neu eingerichteten Lehrstuhls für Politische Wissenschaften an der Technischen Universität Stuttgart. Vier Jahre nur, von 1960 bis 1964, hatte Golo Mann das Amt inne, dann zog er sich ins Private zurück, blieb Honorarprofessor – die Universität Stuttgart erinnerte sich seiner über lange Zeit und widmete ihm noch anderthalb Jahrzehnte später zum 70. Geburtstag eine ungewöhnlich gehaltvolle Festschrift – und wucherte mit dem Pfund seiner Begabung, die ihm gegeben war, die eines Publizisten und, wie er sich selbst häufig nannte, eines »historisierenden Schriftstellers«. Der freischaffende »historisierende Schriftsteller« hat seinem Publikum nicht selten mehr zu sagen als der Berufshistoriker, zumindest sagt er ihm mehr zu, wenn man an Namen wie Edward Gibbon (1737–1794) oder George P. Gooch (1873–1968) denkt, der eine akademische Karriere ausgeschlagen hat, oder an Thomas Carlyle (1795–1881) und Ferdinand Gregorovius (1821–1891), die sich zunächst durch Unterrichten, dann durch journalistische Arbeiten über Wasser gehalten haben, bis ihre »historisierende Schriftstellerei« sie wirtschaftlich unabhängig machte. Auch der habilitierte Germanist Gustav Freytag (1816–1895) ließe sich hinzuzählen.

Nach dem Verzicht auf die Stuttgarter Professur siedelte Golo Mann nach Kilchberg am Zürichsee in das elterliche Haus über, das für die nächsten Jahrzehnte seine Hauptarbeitsstätte blieb. Am Klingelschild ließ er den Namen Thomas Mann stehen. Die Zeit der Bedrängungen war vorbei, die des TM und die des »Scheusals« H oder AH, wie er beide – Thomas Mann und Adolf Hitler – als einzige abgekürzt in seiner Autobiographie auftreten ließ.

Daß erst der Tod des Vaters den Sohn zu einer seiner Begabung entsprechenden Leistung freigesetzt hätte, wie dieser im Rückblick es

sah, ist nicht ganz richtig. In den umtriebigen Jahren 1936 bis 1941 hatte er ein Buch zustandegebracht, das 1945 auf Englisch und 1947 auf Deutsch erschien: »Friedrich von Gentz, Geschichte eines europäischen Staatsmannes«, und bereits dieser Erstling zeigt die Eigenheiten Golo Mannscher Geschichtsschreibung.

Man kann sich fragen, warum Golo Mann sich gerade diesen Helden, einen denunziantenhaften Metternich-Agenten, den der Freiherr vom Stein von »wurmstichigem Gehirn und verbranntem Herzen« befand, zum Gegenstand seiner Studien ausgesucht hat, und man geht wohl nicht fehl in der Vermutung, daß hier der Publizist zum Publizisten fand: Gentz, ohne Regierungsamt und Vermögen, lebte von seiner Feder und von seinen orientierenden Ratschlägen. Golo Mann baut das Geschehen gleichsam von innen aus, beschränkt sich nicht auf das trockene Gerüst der Quellen, von denen Jacob Burckhardt sagte, daß sie, wenn man es ehrlich nimmt, stets fremd und langweilig wirken, sondern läßt den Helden denken, meditieren, durch Überlegungen Entschlüsse fassen, und wenn ein Akteur der historischen Bühne etwas sagt oder leistet, was der »historisierende Schriftsteller« Golo Mann vortrefflich findet, durchbricht er die Darstellung, zum Beispiel mit einem »Bravo Humboldt«. Der Propyläen-Verlag hat zeitig Golo Manns gestaltend darstellerisches Talent erkannt und ihm als Galionsfigur die Herausgeberschaft seiner zehnbändigen Weltgeschichte angetragen.

In der dünnen Luft der quellenkritischen Historie freilich fühlte sich Golo Mann nicht wohl (seine Edition der Erinnerungen des Prinzen Max von Baden ist von den Rezensenten – man kann es nicht anders nennen – rundweg verrissen worden), wie er auch keine Untersuchungen verfaßt und auf ausgiebige Archivstudien so gut wie ganz verzichtet hat. Als auf einem Historikertag der frühen sechziger Jahre, während er sprach, Unruhe entstand, weil die angesetzte Redezeit durch die Schuld des vorher aufgetretenen Referenten überzogen war, brach er seinen Vortrag mit den Worten ab, es sei wohl in der Tat besser, wenn er schlösse, er habe hier, vor Historikern, wenig zu sagen.

Aber gerade das war nicht der Fall. Golo Mann steht für eine Tu-

gend, die im weiten Raum deutscher Geschichtsbeschäftigung selten geworden ist: für die Erzählfreude, und gerade bei Golo Mann bestätigt sich, was der grundgelehrte Theodor Mommsen, selbst ein Stilist von hohen Graden, vom Geschichtsschreiber gesagt hat: er gehöre »vielleicht mehr zu den Künstlern als zu den Gelehrten«. War Golo Manns Studie »Vom Geist Amerikas« (1954) noch ein wenig dem Missionsauftrag der reeducation verhaftet, so schlug seine zu hohen Auflagen gekommene »Deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts« (1958) voll ein.

Bezeichnend der Einstieg; das Buch empfiehlt sich als vierten Band zu Ricarda Huchs »Deutscher Geschichte« (1934–1949), einer »historisierenden« Literatin, doch tritt bei Golo Mann zu der von Huch gepflegten Geschichtserzählung das Raisonnement, die »Betrachtung«, das Zurücktreten vom Geschehen, um es in den weiten Horizont der Menschheitsgeschichte einzuordnen.

Der große Wurf aber war die Wallenstein-Biographie (1971), die sich gegen harte Konkurrenz durchsetzte, ein mächtiger Band von fast 1400 Seiten. Nicht alle, die, von den hymnischen Besprechungen bewogen, sich das Werk zulegte, werden es von Deckel zu Deckel durchgelesen haben, aber auch Teillektüre bereichert: ein Wallenstein, der handelt, ein Wallenstein, der denkt, ein Wallenstein, der träumt. Die ganz und gar erfundenen Wachträume des wendigen kaiserlichen Feldherrn – an ihnen hat Golo Mann so sehr gelegen, daß er sie als »Nachtphantasien« getrennt veröffentlichte – haben die Zunfthistoriker dem Autor übelgenommen, und die Entfernung zum biedereren Historikerhandwerk wuchs, als das Werk zunächst durch einen Bildband und bald auch durch einen aufwendigen Fernsehfilm mit erster Besetzung ergänzt, beziehungsweise umgesetzt, wurde. Spätestens mit dem »Wallenstein« war Golo Mann eine eigene geistige Größe, nicht der Sohn des Vaters, zumal sich Schreibe und Sujet der beiden jetzt für jeden sichtbar unterschieden: »der kurze Satz Golo Manns und die Segmentierung seiner Sätze stehen der Prosa Thomas Manns konträr entgegen«; Golo Mann hielt sich fern vom Stil des »Zauberers«, auch wenn es bei ihm ein »bewußt-unbewußtes Anschreiben gegen Thomas

Mann« (H.-M. Gauger) gegeben haben mag. Hier, beim »historisierenden Schriftsteller«, gab es keinen Mynheer Peeperkorn, in dem sich Gerhart Hauptmann pikiert abkonterfeit erkannte, und nicht – »von mondäner Häßlichkeit, mit elegantem Schafsgesicht« – eine Jeanette Scheurl, für die Annette Kolb, die Freundin des Hauses, Modell gestanden hatte. Höchstens, daß die Frankfurter Adorno und Horkheimer, deren Sprache und Haltung er ohnehin abstoßend fand, »Lumpen« geschimpft wurden, weil sie einen Ruf nach Frankfurt verhindert haben sollen, aber das Salz verletzender Persiflage wurde niemandem in die Wunde gerieben.

Als Figur öffentlichen Interesses fand Golo Mann zunehmend die Aufmerksamkeit der Medien. Seine Ratschläge und Urteile waren hie und da widersprüchlich, manchmal sogar wunderlich, immer aber originell, und sie zeigten jene Sicht der Dinge, die schon dem Kind mit dem verhutzelten Blümchenstrauß eigen war. Der Wallenstein wurde, wenn man von der gattungsverschiedenen Jugendbeschreibung absieht, durch ein anderes großes Werk nicht überholt, die neu behandelten Gegenstände gingen stärker ins Literarische: Horaz, Tacitus, Augustin, Hölderlin, Kleist, Rückert etwa; das Sprachvermögen bewährte sich in Übersetzungen, deren Eigenheiten er auch theoretisch überdachte. Es entstanden Kostbarkeiten darstellerischer Kleinkunst über Rathenau und Wilhelm II. zum Beispiel; von nicht überbietbarem erzählerischem Charme ist seine »historische« Novelle »Lavalette«. Sie handelt von jenem Antoine-Marie Lavalette, dem späteren Grafen Lavalette, Napoleons Generalpostmeister, der 1815 in der Todeszelle seine Kleidung mit der seiner Frau wechselte, aus dem Gefängnis entwich und so der Hinrichtung entrann. In mehreren Fassungen hat Golo Mann die Erzählung herausgebracht und der Kernversion den Untertitel »Eine wahre Geschichte« gegeben; man möchte den Hinweis in dem Sinne verstehen, daß hier – im Menschlichen – wahre Geschichte vorläge.

Ein eigenes Kapitel ist Golo Manns Beziehung zur Poesie; sie floß in seine Schreibkunst ein, gehörte aber auch zu seiner Lebensausstattung. »Meine historische, literarische Bildung war nahezu aus-

schließlich deutsch; ich konnte ein paar hundert deutsche Gedichte auswendig«, schrieb er in seinem Erinnerungsbuch, und daß achtzig ihm präsent seien, versicherte er noch vor wenigen Jahren. Wenn er nicht einschlafen könne, sage er sich Gedichte auf, wie sich Blaise Pascal durch Lösen mathematischer Aufgaben den Kopfschmerz vertrieben habe. Es seien vor allem Balladen – bezeichnenderweise: Heine, vor allem Rückert (»einer der liebenswertesten unter den deutschen Dichtern«), aber auch Uhland und Bürger, dessen Gedicht »Der Kaiser und der Abt« über die Pfiffigkeit des St. Galler Schäfers Hans Bendix ihn besonders ergötzte: geschlagene 39 Strophen, die er – Sprache und Geschehen genießend – vorzutragen in der Lage war.

In den letzten Jahren lebte Golo Mann zurückgezogen, arbeitete an der Fortsetzung seiner Memoiren, von denen er Teile in Lesungen vortrug, die ihm aber offenbar immer schwerer von der Hand gingen. Die erzwungene Abkehr von der Öffentlichkeit bekümmerte ihn wenig; er war ohnehin, trotz aller Fähigkeit zur Repräsentanz und zu gestandener Rede, letztlich ein scheuer Mensch, und so ist er in Abgeschiedenheit gestorben. Seinem Wunsch entsprechend ist er auf dem Friedhof in Kilchberg bei Zürich beigesetzt worden, nicht im Grab der Eltern, sondern für sich, ein wenig abseits. So wollte es Golo Mann, »Schriftsteller und Historiker«, der eine Lücke hinterläßt, die der Historiker nicht schließen kann und auch der Schriftsteller nicht. Nicht minder fehlt uns der Mensch Golo Mann, der sich zu aller Zeit ein unbestechlich freies und nur sich selbst verpflichtetes Urteil bewahrt hat.